

Claudine M. Gauch

Daihudo

Die vierte Vision



Roman

Daibudo – Die vierte Vision

Claudine M. Gauch

Daihudo – Die vierte Vision


Roman

© 2009 Claudine M. Gauch


1. Auflage (2009)

Verlag:  BOD
Books on Demand

2. Auflage (2011)

Verlag:  BOD
Books on Demand

3. Auflage (2014)

Verlag: Edition  h[®]

Herstellung und Umschlaggestaltung: edition@daihudo.com

„Beeil' dich, Conny! Wir kommen zu spät!“

Du brauchst nicht so zu schreien, dachte ich. Ich kann nicht schneller. Meine Freundin Sabine war im Turnunterricht schon immer besser gewesen als ich, aber jetzt nervte sie mich. Ich war schon sauwütend auf die Frau beim Security-Durchgang. Wegen dieser Ziege musste ich mein teures Schweizer Taschenmesser zurücklassen. Ich werde es nie mehr wiedersehen. Und das nur, weil ich nicht mehr daran gedacht hatte, dass es sich oben in meinem Rucksack befand. Klar weiß ich, dass man im Handgepäck keine Messer transportieren darf, aber ich wusste doch nicht ... Ziege! Blöde Ziege! Und genau wegen dieser Ziege sind wir jetzt spät dran.

„Conny, ich kann unseren Terminal sehen. Komm schon!“

Tatsächlich! Auf einem Bildschirm am Rande des Flurs stand groß „Gran Canaria“ geschrieben. Doch die vielen Sessel, welche in diesem Terminal standen, waren leer. Das bedeutete, dass wir die Letzten waren.

„Na endlich, da sind sie ja“, sagte die Frau am Schalter energisch. „Wir hätten nicht mehr lange auf sie gewartet. Das Flugzeug startet gleich.“

Ich warf ihr einen bösen Blick zu. Das war nicht unser Fehler, dachte ich erbost. Sabine lächelte freundlich und zeigte ihr unsere Tickets. Danach

rannten wir so schnell es ging durch diese Röhre, das heißt durch diese Verbindung zwischen Warteraum und Flieger, welche uns direkt ins Flugzeuginnere brachte.

„Plätze dreißig A und B“, sagte die nette Flugbegleiterin. Als ich sah, dass wir Fensterplätze hatten, atmete ich erleichtert auf. Die Plätze in der Mitte des Fliegers mochte ich nicht besonders, man wusste schließlich nie im Voraus, welche Person neben einem sitzen würde. Das könnte eine schnarchende, übel riechende, furzende oder meckernde Person sein. Nun ja, wir hatten scheinbar Glück.

Schwer atmend zwängten wir uns durch den engen Flur des Flugzeugs. Es kam mir vor, als würden wir uns durch eine Menge glotzender Menschenaffen drängen. Nur weil wir spät dran sind, müsst ihr nicht so gaffen, dachte ich ärgerlich. Sabine dachte mit Sicherheit dasselbe, denn ihre braunen, mit Schminke verzierten Augen versprühten regelrecht Gift in die Menschenmasse. Wir gingen tapfer weiter, bis wir endlich unsere Sitze erreichten. Wir verstaute unsere Rucksäcke in den Fächer oberhalb unserer Sitze und ließen uns mit Gestöhne in die Sitze fallen.

„Das wäre geschafft!“ Meine Freundin lächelte mich verschmitzt an. Sie zog ihr gelbfarbenedes Jäckchen aus, legte es zwischen unsere Sitze, zupfte an ihrer mit viel Haarspray behandelten Frisur und lehnte sich zufrieden zurück. Ich blickte in die Runde. Jede Person im Flieger war jetzt endlich mit sich selbst oder mit seinem Partner oder seinem Kind

beschäftigt. Es glotzte uns niemand mehr an. Ich mochte es nicht, wenn Leute mich anschauten. Jedes Mal, wenn ich die Blicke von anderen Menschen spürte, fühlte ich mich angegriffen. Was sie wohl über mich dachten? Vorhin, als wir an den vielen Menschen vorbeigingen, was hatten sie sich da überlegt? Bine hatte nie solche Gedanken. Wie auch! Sie war nicht wie ich. Ich schaute zu ihr: Sie schien an irgendetwas Schönes zu denken, denn ihre Mundwinkel bildeten ein Lächeln. Ich blickte nach links, durch das kleine Fenster neben mir. Wir fuhren bereits quer über den Startplatz. Ich hatte es nicht einmal bemerkt, dass sich unser Flugzeug in Bewegung gesetzt hatte. Ein paar Elektroautos fuhren in sicherer Entfernung von einem Unterstand in den anderen. Mitarbeiter, beladen mit Werkzeugkästen, gingen schnellen Schrittes hin und her, es ging ziemlich hektisch zu. Unser Flugzeug bog auf einmal ab und die Arbeiter in der Ferne verschwanden aus meinem Blickfeld.

Ich legte meinen Kopf auf die Kopfstütze meines Sitzes. In meinen Gedanken befand ich mich plötzlich bei Thomas, ich spürte, wie mein Herz anfing, schneller zu schlagen. Doch zu den Schmetterlingen in meinem Bauch gesellten sich schnell Wespen, deren Stacheln gut sichtbar glänzten. Ich schloss meine Augen und hielt meine Gefühle aus, in der Hoffnung, sie würden bald wieder verschwinden.

Bedeutungslose Turbulenzen weckten mich ruckartig aus dem Schlaf. Ich schlug meine Augen auf und sah verwirrt zu Sabine. Ohne mich eines Blickes

zu würdigen, sagte sie gelassen: „Und, hast du gut geschlafen? Bin froh, dass du endlich wach bist, deine Schnarcherei ging mir tierisch auf den Sack, Liebes.“ Sie grinste und stierte hoch konzentriert in diesen kleinen, im vorderen Sitz eingebauten Fernseher.

„Oh, tut mir leid. Hättest mich ja schütteln können“, sagte ich belustigt. Doch Sabine schien mich nicht gehört zu haben, sie warf immer wieder den Leuten, welche uns rechts schräg gegenüber saßen, einen giftigen Blick zu. Ich stöhnte. Was war denn jetzt schon wieder? Ich kannte meine Freundin nur zu gut. Irgendetwas musste diese vierköpfige Familie angestellt haben, was Bine missfiel.

Ich konnte das Nachhaken weglassen, denn sie richtete sich empört auf und sagte energisch, mit bebenden Nasenflügeln: „Das darf doch nicht wahr sein! Sogar der Alte bohrt jetzt in der Nase. Nein, nein, so ein Ferkel! Conny, schau mal, der streicht den ekligen Rotz an den Sitz! Du Ferkel!“ Sabine konnte sich nicht mehr beruhigen. Zugegeben, es war schon ekelhaft, was der Vater der Familie uns da bot, aber Sabine war auch eine leicht reizbare Persönlichkeit und mit ihrer frechen Kurzschnittfrisur, den überdimensionalen Ohrenringen und den eng anliegenden, bunten Kleidern sah sie ziemlich provokativ aus.

„Sabine, lass’ ihn doch. Reg’ dich nicht auf. Du sitzt ja nicht auf dem Sessel, auf dem nun der feuchte Rotz klebt.“

Sie schaute mich mit feurigen Augen an.

„Nein, das nicht. Aber trotzdem, dieser Mann ist ekelhaft. Und zudem, wie soll ich in Ruhe den Film

angucken, wenn die immer so lärmten.“ Ich musste schmunzeln. Typisch Sabine!

Als der Film zu Ende war, versuchte Sabine, mit mir über Thomas zu sprechen, doch ich wollte nicht. Zu tief saß der Liebesschmerz, den mir Thomas vor einigen Tagen zugefügt hatte. Sabine bohrte zum Glück nicht weiter. Sie merkte, dass ich einfach Zeit brauchte. Manchmal loderte in mir die Wut wegen meines verlorenen Taschenmessers wieder auf, doch diesen Groll musste ich wohl oder übel in die unterste Schublade meines „Damit musst du leben“-Gedächtnisses stecken.

Somit verlief der Flug mehr oder weniger ruhig, abgesehen von der vierköpfigen Familie, welche Sabine immer wieder dazu brachte, ihre Mimikkunst unter Beweis zu stellen.

Nach etwa vier Stunden, mit einem Zwischenstopp in Madrid, landeten wir auf Gran Canaria. Als das Zeichen, dass wir uns abschnallen dürfen, aufleuchtete, wollte sich Sabine so schnell wie möglich davonmachen. Es war nicht schwer zu erraten, warum. Sie wollte auf keinen Fall die vierköpfige Familie vor oder hinter sich wissen. Und sie schaffte es auch, das heißt, wir schafften es.

„Siehst du, Conny, somit sind wir diese gruselige Familie los“, keuchte Bine. Mit ihren spitzen Stöckelpumps, ihrem engen Minirock und dem voll beladenen Rucksack musste sie sich sehr bemühen, gleichauf mit all den Leuten um sie herum in die Haupthalle des Flughafens zu gelangen. Mir hingegen fiel der Gang aus dem Flugzeug viel leichter: Ich trug bequeme Baumwollshorts und einfache Sandalen, die

vorne abgerundet waren und Sohlen so flach wie eine Tischplatte hatten. Sabine stöckelte urkomisch vor mir her, ich konnte nur mit Müh' und Not das Losprusten zurückhalten.

In der Haupthalle wimmelte es nur so von Reisenden und die unterschiedlichsten Menschen gingen an uns vorbei. Ein chinesisches Paar blieb kurz neben uns stehen. Der Mann redete hektisch auf seine Frau ein. Seine Hände schwang er dabei hin und her und seine Zunge artikulierte mit der Zunge der Chinesin um die Wette. Vor allem er gönnte sich keine Sprechpause und noch während des Redens packte er gebieterisch die Hand seiner Frau und weg waren sie. Überall, wo wir hinblickten, sahen wir Einkaufsläden: Buchhandlungen, Juweliers, Lebensmittelläden, Kioske, Schnellimbissläden, Bäckereien, Lotteriestände, Patisseries. Als ich die Bäckerei entdeckte, meldete sich automatisch mein Magen, doch wir hatten keine Zeit, noch länger hier herumzustehen, geschweige die Bäckerei zu betreten. Eilig suchten wir das Fließband, das unser Gepäck aus dem Flugzeug befördert. Wir orientierten uns an den beschrifteten Schildern und es dauerte nicht lange, bis wir es fanden. Das Gepäck konnten wir ziemlich schnell in Empfang nehmen und auf dem Parkplatz vor dem Flughafen stand bereits der Shuttle-Bus des Hotels.

Ich konnte kaum glauben, dass ich endlich ohne meine Eltern in die Sommerferien durfte. Nun gut, ich trug immerhin schon achtzehn Jährchen auf meinem Buckel und das bedeutete schließlich, dass ich meine Eltern nicht mehr um Erlaubnis fragen

musste. Aber trotzdem, es war mir noch nie in den Sinn gekommen, ohne meine Familie Ferien zu machen oder allein ins Ausland zu reisen.

Eine Woche auf Gran Canaria, nur meine Freundin, Sonne, Strand, Meer und ich! Gerne hätte ich noch „Jungs“ dazugezählt. Doch von Männern hatte ich die Nase gestrichen voll.

Unser Shuttle-Bus brachte uns zu einem Hotel, das uns rein von der äußeren Optik her sehr gefiel. Die Fassade war mit violetten Blumen verziert. Nicht echte Blumen, versteht sich, sie war bemalt. Um das Hotel herum wuchsen wunderschöne gelbe und weiße Blumen. Inmitten dieser Blumen war ein schmaler Weg angelegt, wie in einem botanischen Garten. Er lud die Hotelgäste zu einem Spaziergang und zu einer Besichtigung des Blumenmeeres ein.

Der Bus hielt auf einem riesigen Platz direkt vor der großen, gläsernen Eingangstür des Hotels. Dicke Säulen, auf welchen steinerne Löwen prunkvoll saßen, grenzten den Platz ab. Ich kam mir vor wie eine Königin, die gleich ihren Palast betreten wird und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Ich erhob meinen Allerwertesten und merkte erst jetzt, wie müde ich eigentlich war. Meine Glieder zitterten beim Aufstehen leicht und ich musste mich konzentrieren, dass meine Augendeckel nicht herunterfielen. Sabine dagegen sah noch fit aus. Sie richtete ihren Minirock und verließ froh gelaunt den kleinen Bus. Der Fahrer, ein großer, sonnengebräunter Spanier, überreichte uns draußen das Gepäck. Acht weitere Personen standen auf

wackeligen Beinen vor dem Bus und ließen sich ihr Hab und Gut in die Hände drücken.

Die Ausstattung der Eingangshalle unseres Hotels übertraf mein Vorstellungsvermögen. Vielleicht träumte ich ja oder musste nur meine Brille putzen. Diese Möbel mussten ein Vermögen gekostet haben. Sie waren mit Edelsteinen verziert und funkelten wie in der Sonne. Alles glänzte hier in diesem Foyer. Nun gut, vielleicht waren es ja keine echten Edelsteine, aber der Boden aus Marmor sah sehr gepflegt aus und an den Wänden hingen Bilder, die etwas Wertvolles ausstrahlten.

Nach unserem Check-in beim Empfang konnten wir endlich unser Zimmer beziehen. Wir malten uns schon aus, wie das Zimmer aussehen müsste, schließlich hatten wir vorher in der Eingangshalle bereits einen ersten Eindruck erhalten. Wir stellten uns ein angenehmes, gepflegtes und luxuriöses Hotelzimmer vor. Die Vorfreude beflügelte uns.

Sachte und voller Neugier betraten wir das Zimmer Nr. 35. Sabine ging als Erste hinein. Plötzlich blieb sie abrupt stehen.

„Was ist denn das?“, piepste sie. Ich machte einen Schritt nach vorne, um auf gleicher Höhe zu stehen wie sie und blickte auf dieselbe Stelle wie sie: In der rechten Zimmerecke lag ein Häufchen undefinierbaren Drecks. Er sah wirklich unappetitlich aus. Obwohl Sabine's Einschätzungen stets sehr heikel waren, musste ich ihr diesmal zustimmen.

„Conny, das glaub' ich jetzt nicht. Unten hat es so schön ausgesehen – und hier?“

„Ach Bine, wenn es nur bei diesem Häufchen bleibt, ist es doch halb so wild“, versuchte ich sie zu beruhigen. Doch statt sich zu entspannen, regte sich meine Freundin immer mehr auf. Und leider stimmte es tatsächlich: In fast allen Ecken, inklusive des Badezimmers, war es dreckig. Hysterisch und fluchend begann sie alles zu kontrollieren. Je mehr Sabine prüfte, desto wütender wurde sie: Im Badezimmer lagen Haare herum, an der Decke oberhalb der Badewanne hingen Spinnweben, die Matratzen waren zu weich (vergleichbar mit einem Wasserbett) und unter unserem Bett hauste eine dicke, fette Spinne. Die wohnte bestimmt schon mehrere Jahre unter dieser billigen Schlafgelegenheit. Sabine fiel völlig erschöpft aufs Bett.

„Conny, nein, das gibt’s doch nicht“, prustete sie los. „Ich habe mich so auf unser Hotel gefreut, und in der Eingangshalle sah alles so vielversprechend aus.“ Sie stöhnte. Ich konnte ihre Enttäuschung verstehen. Doch jetzt mussten wir eben das Beste daraus machen. Da kam mir auch schon eine Idee, wie ich meine Freundin aufheitern könnte.

„Bine, komm, wir packen später aus. Gehen wir doch schauen, wie der Strand unten aussieht.“

Sabine richtete sich schlagartig auf.

„Coole Idee! Vielleicht ist er ja gigantisch!“,

In Windeseile verließen wir unser Hotelzimmer, rannten die Treppe hinunter und stürzten ins Freie. Der Strand war nicht weit von unserem Hotel entfernt. Wir rannten so schnell wir konnten und mussten über unsere eigene Euphorie lachen.

Da, endlich, lag der Strand zu unseren Füßen. Die salzige Luft stieg mir in die Nase. Für einen kurzen Augenblick blieb ich regungslos stehen und sog mit geschlossenen Augen die Wärme, den Hauch von Ferienstimmung und die säuselnde Meeresluft ein. Nach dieser mentalen Übung zogen wir unsere Schuhe aus und gingen ein paar Schritte in Richtung Meer.

„Nein!“, jaulten wir wie im Chor. Wie auf Kommando schauten wir gleichzeitig nach unten: Das durfte nicht wahr sein! Anstatt feinen, weichen Sand unter unseren Füßen zu spüren, piekste und stach grobkörniger Sand unsere sensiblen Fußsohlen. Wir sahen einander an. „Unsere ersten elternfreien Ferien, die eigentlich supertoll werden sollten ...“ Sabines Stimme klang erbärmlich.

Wir schauten uns um und sahen Menschen wie auf einem Fleischmarkt. Am Sandboden lagen Papierstücke und Plastikbecher herum und nicht einmal das Meer sah einladend aus. Es hätte eine riesige Mehlsuppe sein können, die wir eher ausgelöffelt hätten, statt darin zu baden.

Nun, entweder waren wir zu anspruchsvoll oder unsere Eltern hatten als Ferienberater völlig versagt. Niedergeschlagen und mit hängenden Köpfen verließen meine Freundin und ich das Strandareal. Unsere erste Begegnung mit dem Meer hatten wir uns länger und erfreulicher vorgestellt.

Am Abend dieses Tages gingen Sabine und ich früh schlafen. Die Lust zu einem ausgelassenen Abend in einer Diskothek oder überhaupt irgendwo

noch hinzugehen, wo wir Leute hätten treffen können, war uns komplett vergangen.

In den darauf folgenden drei Tagen genossen wir trotz anfänglicher Enttäuschung das Entspannen an der Sonne und das Baden, zwar mit großer Überwindung, da uns nur diese Schwimmgelegenheit zur Verfügung stand, aber es gab ja noch die vielen Eiscremes und die Bar, welche uns sehr gefiel.

Am Nachmittag des vierten Tages spazierten meine Freundin und ich gemütlich am Strand entlang. Es war ein heißer Tag, die Sonne brannte auf unserer Haut und irgendwie wollte sich der Wind heute nicht blicken lassen. Wir redeten über Gott und die Welt und lachten manchmal über unsere eigene Dummheit. Thomas wurde von Sabine nicht mehr erwähnt, wofür ich ihr sehr dankbar war.

Wir sprachen gerade über einen Blödsinn, den ich vor einigen Monaten mal begangen hatte, als ich plötzlich eine Männerstimme hörte. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, doch ihr Klang faszinierte mich. Ich blickte zur Seite und sah auf einem Badetuch liegend einen jungen, unverschämt gut aussehenden Mann. Ich nahm meine Brille ab, putzte die Gläser mit meinem T-Shirt, setzte sie wieder auf und vergewisserte mich, ob ich das gesehen hatte, was ich glaubte gesehen zu haben. Oh doch, dort, ganz in meiner Nähe, lag der schönste Mann, den ich je in meinem Leben erblickt hatte. Nun, ob er der schönste war, wusste ich nicht, das heißt, meine Sinne definierten ihn als solchen. Meine Freundin zum Beispiel sagte mir später mal, dass er doch einer

von vielen sei. Er habe eine große, krumme Nase, zu schmale Lippen und seine Haare könnten eine Dauerwelle vertragen, so dünn bedeckt wäre sein Kopfboden. Ach was, wenn man verliebt ist, spielten solche Lappalien keine Rolle, war meine Antwort.

Vermutlich starrte ich diesen jungen Mann an, denn Sabine stupste mich und meinte: „Hey, Conny, was ist? Hast du einen Drachen gesehen?“

„Was, was ist?“ Ich war komplett verstört und wusste nicht, ob ich weinen oder lachen sollte, ob ich weitergehen oder stehen bleiben wollte. Mein Herz pochte wie verrückt und meine Beine fühlten sich wie weiche Butter an. „Bine, siehst du ihn nicht? Dort, auf dem Badetuch.“

Meine Freundin blickte in die gleiche Richtung wie ich. „Wen meinst du? Es liegen hier viele Menschen auf Badetüchern.“

„Dort! Den schönsten Mann auf der Welt! Der mit der dunkelblauen Badehose.“ Sabine schaute noch einmal genauer hin.

„Ach, diesen dort“, sagte sie gelangweilt. „Na und?“ Bei diesem dreisten Kommentar erwachte ich aus meinen Träumereien.

„Sabine!“, sagte ich streng. „Siehst du denn diesen tollen jungen Mann nicht? Seine Ausstrahlung, seine Hände, seine Augen, sei...“

„Schon gut“, unterbrach mich Sabine. „Ja, okay, ich sehe, du hast dich soeben verliebt. Tut mir leid, ich kann dort drüben nichts dergleichen entdecken. Doch der Pfeil Amors ...“

„Sei doch still“, sagte ich genervt. Das war wieder typisch Bine, aber ich verübelte es ihr nicht. Ich wusste, wie sie es meinte.

„Geh‘ doch hin. Wie willst du sonst erfahren, wie er heißt?“ Ich errötete.

„Nein! Auf gar keinen Fall. Das mach‘ ich nicht.“ Meine Euphorie verwandelte sich jäh in das hoffnungslose und erbärmliche Gefühl, welches ich seit Jahren mit mir herumtrug. Ohne Sabine eines Blickes zu würdigen, stapfte ich wütend – wütend auf mich selbst – durch den Sand. Meine verstört dreinblickende Freundin folgte mir. Sie sagte nichts mehr und wusste auch warum.

Der fünfte Tag unserer Ferien brach an. Ich hatte in der Nacht ziemlich schlecht geschlafen, da ich ständig an diesen Mann denken musste. Sabine hatte recht: Ich hatte mich Hals über Kopf in diesen Unbekannten verliebt. Verflixt noch mal, das war nicht so geplant! Ich wollte mich hier auf Gran Canaria erholen, über Thomas hinwegkommen. Nun ja, das Zweite war jetzt eingetroffen. Doch ich war vom Regen in die Traufe geschlittert. Übermorgen würde ich ein neues Problem mit nach Hause nehmen.

Beim Frühstück aß ich nicht viel und Sabine merkte, dass es mir nicht gut ging.

„Hey, Liebes, vergiss diesen Typen. Du musst dich zu Hause verlieben und nicht in den Ferien.“

Ich drückte ein Lächeln hervor. „Schon gut, Bine ...“ Ich biss in mein Brötchen, als ich plötzlich eine Männerstimme hörte. Ich verschluckte mich und spuckte den Bissen in den Teller. Ich schaute mich blitzartig um. Zwei Tische weiter, zu meiner linken Seite, saß ER. Ich konnte es kaum fassen.

„Bine, Bine, sieh‘ mal dort!“, flüsterte ich, „sieh‘ mal, wer dort sitzt.“ Sabine sah sich um und machte große Augen.

„Nein, das ist nicht möglich! Dein Herzblatt sitzt ja dort. Das ist Schicksal, Conny. Aber jetzt musst du handeln, sonst bist du selber schuld.“

Wie sollte ich handeln? Leichter gesagt als getan! Plötzlich stand er auf. Unauffällig beobachtete ich,

wohin er ging: Der gut aussehende junge Mann strebte das Frühstücksbuffet an. Sabine packte mich am Arm und stupste mich.

„Na los, geh’! Nimm deinen Teller und tu so, als ob du noch etwas nehmen möchtest.“

Sabine hatte gut reden.

„Bine, du weißt doch, dass es keinen Sinn hat ...“

„Hör’ mal zu: Dass du gestern am Strand nicht hingegangen bist – okay, kann ich verstehen. Aber diese Situation ist Schicksal, Conny. Jetzt geh’ schon!“ Sabine schien es ernst zu meinen, ihre Stimme klang bebend. Vermutlich war sie es leid, immer wieder mit meinem Problem konfrontiert zu werden.

„Ja, wenn du meinst, dann geh’ ich eben“, sagte ich resignierend. Hoffentlich würden meine Beine nicht versagen. Sie fühlten sich so gummiartig an, als würden sie mich nicht halten können. Doch ich fasste Mut, gezwungenermaßen, und stand auf. Meine Hände zitterten leicht und ich musste aufpassen, dass der Teller nicht aus meinen Händen glitt, so feucht waren sie. Zögernd, Schritt um Schritt, näherte ich mich dem Buffet. Mein Ziel stand jetzt etwa zwei Meter von mir entfernt. Mit schlotternden Beinen ging ich noch etwas näher ran, dann blieb ich stehen. Mechanisch griff ich in den Brötchenkorb. Ich stand da wie angewurzelt, meine Hände bewegten sich automatisch, und ich wusste, wenn ich jetzt aufhören würde, weiter Brötchen zu nehmen, müsste ich mich von ihm wieder entfernen, denn sonst würde ich ganz blöd’ dastehen. Ich sah auf meinen

Teller und musste mit Entsetzen feststellen, dass er sich schon ziemlich gefüllt hatte. Was sollte ich tun?

„Soll ich dir einen zweiten Teller holen?“

Ich erstarrte und hielt inne. *Die* Männerstimme hatte zu mir gesprochen. Nicht Deutsch, nein, auf Englisch. Zum Glück spreche ich recht gut Englisch, ansonsten wäre das jetzt mein Ende gewesen.

Meine Wangen glühten. Ich drehte meinen Kopf zur Seite und blickte in die schönsten braunen Augen, die ich je gesehen hatte.

„Nun, soll ich dir jetzt einen zweiten Teller holen?“, wiederholte der Schönling. Ich schaute auf meinen überfüllten Teller: Wie peinlich! Am liebsten wäre ich im Boden versunken.

„Nein, nein, danke. Ich habe genug Brötchen. Die sind für meine Freundin dort drüben, musst du wissen. Sie ... nun, sie ... sie hat einen Bärenhunger, weil ... weil sie schwanger ist. Ja, genau, sie ist schwanger.“ Was sagte ich da? War ich von allen guten Geistern verlassen? Sabine bringt mich um! Aber es war eine Notlüge. Ich wusste einfach nicht, was ich sagen sollte.

„Tja, das erklärt natürlich so einiges, nicht? Sie ist aber noch ziemlich jung – oh, entschuldige, das geht mich schließlich nichts an. Wie heißt du ... ich meine, sie, deine Freundin?“

Völlig verstört sah ich ihn an.

„Sabine, sie heißt Sabine. Und *dein* Freund dort?“

„Äh, das ist Lewis, ja, Lewis.“

Pause.

„Und ich heiße übrigens Kevin. Komme aus Australien. Ja ...“

Pause.

„Schön. Ich bin Conny, aus der Schweiz.“

Wir schauten einander an. Mein Herz spürte ich bis zum Hals pochen. Was sollte ich jetzt sagen? Ich brachte kein Wort mehr heraus. Für einige Sekunden, sie kamen mir vor wie Stunden, herrschte völlige Stille, bis Kevin diesen Bann brach.

„Aus der Schweiz, ja. Schön. Ich war noch nie in der Schweiz. Möchte aber unbedingt mal hin. – Sag‘ mal, willst du dich nicht mit deiner Freundin zu uns an den Tisch setzen?“ Mein Herz machte einen Freudensprung. Klar wollte ich! Dumme Frage! Doch er musste ja nicht mitbekommen, dass ich hochofrennt war.

„Ja, wenn du willst. Ich kann ja mal meine Freundin fragen“, sagte ich gelassen. Dann huschte ich mit schnellen Schritten zu Sabine und ließ meinen Australier, der mir perplex nachschaute, einfach stehen.

„Na endlich! Was hast du so lange gemacht? Ich bin ja so gespannt! Erzähl‘ schon!“ Sabine platzte vor Neugier, doch ich hatte jetzt keine Zeit, ihr die Einzelheiten zu erzählen.

„Später, Bine. Er hat gefragt, ob wir uns zu ihnen an den Tisch setzen wollen.“

„Na klar, auf was warten wir noch!“ Sie stand auf und nahm ihren Teller und ihre Tasse.

„Warte noch, Bine. Ich muss dir noch etwas beichten. Ich musste notfallmäßig behaupten, dass du schwanger bist ...“

„Was? ICH UND SCHWANGER?“

„Pssst! Nicht so laut. Es war eine Notlüge.“ Im Eiltempo erklärte ich ihr, wie es dazu gekommen war. „Bitte, Binchen, spielst du mit? Bitte!“ Sie schaute mich grimmig an.

„Okay. Aber nur, weil du verliebt bist. Es ist ja bekannt, dass Verliebte unzurechnungsfähig sind.“

Ich strahlte und war sichtlich erleichtert. „Du bist ein Schatz! Du hast was gut bei mir.“

Mit unserem Frühstücksgeschirr zogen wir zum Tisch meines Herzblattes um. Als wir uns setzten, grinste mich Lewis an.

„Du bist also Conny aus der Schweiz. Und du“, er sah dabei Bine an, „bist ihre schwangere Freundin?“

Mit hochrotem Kopf blickte Sabine mich giftig an. Am liebsten hätte ich laut herausgelacht, die Situation war einfach zu komisch.

„Ja, so ist es. Was dagegen?“

Etwas verwirrt entgegnete Lewis: „Nein, überhaupt nicht. Kann ja passieren ...“ Von da an verlor niemand mehr ein Wort über die vermeintliche Schwangerschaft. Wir saßen noch etwa eine Stunde am Frühstückstisch, bis wir endlich aufstanden und uns für später am Strand verabredeten.

Irgendwie glaubte ich zu träumen: Ich hatte doch tatsächlich den Mann auf dem Badetuch kennengelernt. Ich hätte vor Glück jubeln können. Sabine fand Kevin auch sehr sympathisch und auch Lewis war ein netter junger Mann. Nur Kevins Alter hatte mich anfangs ein wenig geschockt. Er war achtundzwanzig, das heißt zehn Jahre älter als ich. Doch meine Verliebtheit überwog, und außerdem:

Wir waren ja schließlich kein Paar. Also warum sich solche Gedanken machen?

Zwei Stunden später machten Sabine und ich uns auf den Weg zum Strand. Man hätte meinen können, wir hätten die Rollen getauscht: Sabine trug jetzt ein verwaschenes T-Shirt, kurze Hosen, Sandalen und ihr hübsches, schmales Gesicht hatte sie nur leicht geschminkt. Doch dieses Outfit stand ihr gut. Die eng anliegenden Shorts passten sehr gut zu ihren langen und schlanken Beinen. Ich dagegen sah in meinem äußerst knappen Top, meinem Minirock, den Lack-Ballerinas und der ziemlich dick aufgetragenen Schminke sehr auffallend aus. Auffallend schön oder sonst auffallend, das sei dahingestellt.

Am Strand angekommen, sahen wir uns um. Es dauerte nicht lange, bis ich in diesem Fleischmarkt Kevin entdeckte. Er fiel auf mit seinen schönen kurzen und dunkelbraunen Haaren, dem kräftigen Oberkörper und den ziemlich dicht behaarten Extremitäten. Sabine musste jedoch immer wieder betonen, dass er ausschließlich *mir* auffallen würde.

Es war zwar ein heißer Tag heute, doch es konnten nicht nur die Temperaturen sein, dass meine Hände schwitzten, als wären wir in einer Sauna. Je näher wir Kevin kamen, desto stärker schlug mein Herz. Und da, wieder hörte ich die unverkennbar schöne Stimme meines Herzblattes: „Hey, da seid ihr ja! Kommt her! Es hat hier noch genügend Platz.“

Leider konnte ich nicht schneller gehen. Ich verfluchte jetzt meine Lack-Ballerinas. Hätte ich doch bloß meine bequemen Sandalen angezogen. Wir

breiteten unsere Badetücher neben denen der beiden jungen Männer aus und setzten uns darauf. Sabine warf mir einen schadenfrohen Blick zu und ich wusste natürlich sofort warum. Sie hatte mir vorher im Hotel etwa zehn Mal versucht zu erklären, warum es gescheiter wäre, am Strand keinen Minirock anzuziehen. So saß ich nun völlig verkrampft auf dem Badetuch und war hauptsächlich mit der Stellung meiner Beine beschäftigt.

„Und, habt ihr euren Badeanzug an?“, fragte Lewis.

„Klar, ich schon. Aber Conny wollte nicht ...“ Ich stupste Bine unauffällig. Das mussten die beiden nun wirklich nicht erfahren, wieso ich nicht ins Meer baden gehen wollte: Es waren „schminkphysikalische“ Gründe.

Nun, wie auch immer. „Geht ihr nur, ich habe ein bisschen Kopfschmerzen“, versuchte ich mich im Ausreden-Erfinden.

„Kein Problem, dann kannst ja du mit Sabine ins Wasser gehen. Ich leiste so lange Conny Gesellschaft“, meldete sich jetzt Kevin. Ich strahlte wie ein Honigkuchen. Kevin wollte bei *mir* bleiben. Sabine stand auf und zog ihre Kleider aus. Nach wenigen Sekunden hörte man die beiden im Meer planschen und lachen.

„Soll ich dir eine Kopfschmerztablette holen?“, fragte Kevin mit sanfter Stimme. Mein schlechtes Gewissen meldete sich. Wenn ich ihm nur sagen könnte, warum ich diesen Zirkus veranstalte.

„Nein, nein, es geht schon, danke. Wollen wir ein paar Schritte gehen? Manchmal hilft das gegen

Kopfweh.“ Was sagte ich da nur? Doch ich konnte nichts dagegen tun. Mein Herz steuerte mich.

„Ja, gute Idee.“

Wir standen auf und schlugen die Richtung ein, welche uns vom Fleischmarkt wegführte. In meinem Bauch mussten jetzt Tausende von Schmetterlingen herumfliegen und ein mulmiges Gefühl beschlich meinen ganzen Körper. Zum Glück eröffnete Kevin bald das Gespräch, ansonsten wäre mein Körper langsam im Sand versunken.

„Wann reist ihr eigentlich wieder zurück in die Schweiz?“

Von dieser Frage völlig überrascht, stotterte ich: „Wir fliegen am Samstag, diesen Samstag ... ja, genau, diesen Samstag. Und ihr?“

„Wir auch. Tja, das ist schon bald. Schade eigentlich ...“

„Ja, schade. Finde ich auch.“ Ich starrte auf den Boden. Mein Gesicht musste feuerrot sein, ich spürte es förmlich. Wir gingen weiter und sprachen über allerlei, bis wir eine kleine Bucht erreichten. Sie sah zwar nicht aus wie aus einem Bilderbuch, doch sie reichte aus, um mit Kevin alleine zu sein. Der grobkörnige Sandstrand bot nur sehr wenig Platz an, um sich darauf zu sonnen. Die Bucht war vor allem mit vielen, großen Steinen belagert, im Hintergrund konnte man einige Büsche und kleinere Bäume sehen. Wir setzten uns auf einen der großen Steine, welcher praktischerweise flach war.

„Geht's mit deinen Kopfschmerzen?“

„Ja, schon viel besser. Das Gehen hat geholfen.“

Für wenige Sekunden sagten wir nichts mehr. Ich merkte jedoch, dass Kevin mir etwas mitteilen wollte. Vermutlich fand er die Worte nicht. Er sah auf den Stein, auf dem wir saßen, und spielte mit seinen Fingern, doch plötzlich blickte er mich verlegen an und sagte: „Conny, es ist eigentlich nicht meine Art, aber da wir nicht mehr viel Zeit haben, ich hoffe nicht, dass du jetzt schlecht über mich denkst – aber ich muss dir was sagen.“ Ich saß neben Kevin und zitterte. Irgendwie wusste ich, was er mir sagen wollte.

„Conny, ich habe mich in dich verliebt. Vorhin, beim Frühstück, da hat es einfach Klick gemacht, aus heiterem Himmel.“ Kevin richtete seinen Blick ruckartig auf seine Hände, die nervös mit kleinen Steinen spielten. Ich zitterte noch immer. Mein Herz jubelte und gleichzeitig machte ich mir fast in die Hosen. Das konnte doch nicht sein, vielleicht verarschte er mich. Kein Mann könnte sich so schnell in mich verlieben oder sich überhau... – Ich schnitt meine Gedanken abrupt ab, das heißt, ich musste, denn Kevin unterbrach meine Gedanken.

„Conny, was denkst du jetzt? Ich hatte ein wenig die Hoffnung, dass du auch ...“

„Ja, ja, doch, aber ich weiß nicht ...“

Von mir selbst überrascht, stand ich abrupt auf. Ich wollte nicht, dass Kevin weitersprach. Ich wollte nicht, dass er es aussprach. Kevin sah mich jetzt an. In seinen Augen las ich Beklemmung, ja gar Verzweiflung. Er tat mir leid.

Kevin, es ist nicht so, wie du jetzt befürchtest, dachte ich hilflos. Es ist nur, nur ... doch plötzlich

fasste ich Mut und sagte: „Ich auch, Kevin. Ich auch.“ Ich wendete meinen Blick blitzschnell von ihm ab. Meine Hormone bereiteten mir Sorgen, sie spielten verrückt. Ich spürte das Verlangen, Kevin zu berühren, ihn zu küssen, doch ich stand da wie versteinert. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich mein Schönling aufrichtete. Was hatte er vor?

Das wirst du jetzt bestimmt nicht tun ... Komm näher, ich halte es nicht mehr aus ... Aber warte noch, das geht mir viel zu schnell.

Kevin machte einen Schritt in meine Richtung. Langsam nahm er meine rechte Hand und legte sie in seine linke.

Was hast du vor? ... Ich renne einfach weg ... Nun küß' mich doch endlich!

Der Kopf des Mannes, der mich so verzauberte, kam meinem Haupt gefährlich nahe. Ich wusste nicht, wo ich hinschauen sollte, mein Körper schlotterte vor Aufregung. Meine Augen schauten nach oben, nach unten, nach links und nach rechts, bis ich seine warmen, weichen Lippen auf meinen kalten, zitternden Lippen spürte.

Endlich, endlich küsst du mich. Endlich kann ich dich berühren. Endlich rieche ich deinen Duft. – Endlich!

In diesem Augenblick durchfuhr mich ein Gefühl der absoluten Liebe, der Leidenschaft, des Verlangens. Unsere Umgebung existierte nicht mehr, nur ich und Kevin waren noch da. Der Stein, auf dem wir saßen, hätte davonfliegen können, ich hätte es nicht bemerkt. Ich weiß nicht, wie lange wir uns

küssten. Es musste zeittechnisch eine Ewigkeit gewesen sein, gefühlstechnisch nur einige Sekunden.

„Conny, ich bin so glücklich.“ Kevin strahlte mich an. Er zog meine Hände an seinen Körper und herzte mich mit seinem Blick. Ich stand bewegungslos da, nicht imstande, irgendetwas zu sagen. Mein Herz hüpfte vor Glück, meine Hormone rasten in meinem Körper um die Wette, und doch nistete sich unberechenbar ein misstrauisches Gefühl in meinem Innersten ein. Ich verdrängte diese Empfindung schnell, sie durfte heute in meinem Herzen keinen Platz finden.

Wir saßen noch lange auf dem großen Stein, eng umschlungen, schauten aufs Meer hinaus und genossen wortlos unsere Zweisamkeit.

Aus der Daihudo-Reihe ist ausserdem erschienen:



Das soziale Gefüge einer scheinbar intakten Familie gerät aus den Fugen, als Mike Eve heiratet. Das neue Familienmitglied versucht, durch Intrigen ihre neue Schwägerin Carole zu hintergehen. Deren Umfeld jedoch setzt alles daran, das falsche Spiel aufzudecken, wobei es tief liegenden Ängsten auf die Spur kommt.

In ihren Träumen wird Carole von Daihudo besucht. Dieser weist ihr auf seine Art den Weg, damit sie sich mit der Situation zurechtfinden kann.

Die 18-jährige Conny, eine durchschnittliche junge Frau, fühlt sich nicht so, wie sie gerne möchte. Während eines Urlaubs mit ihrer besten Freundin trifft sie die grosse Liebe, welche sie nach Australien führt. Auf Umwegen findet die junge Frau nicht nur Anerkennung, sondern wird sich ihrer eigenen Stärken und Schwächen bewusst.

Durch diese Erkenntnis, an sich herangebracht durch das mysteriöse Schaf Daihudo, lernt Conny, sich so zu akzeptieren, wie sie ist.



Daihudo[®].com